

KARLA BLUM

**TOD IN  
SCHMARGENDORF**

*Kriminalroman*

emons:

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: biloba/photocase.de

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Marit Obsen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2018

ISBN 978-3-7408-0404-6

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Literaturagentur  
Petra Hermanns GmbH, Frankfurt.

Für Traudl

## EINS

Da saß ich nun und konnte nicht anders.

Ich hatte die Hände in die Lehnen gekrallt, den Blick starr auf eine blonde Stewardess gerichtet, die uns gelangweilten Passagieren zeigte, wie man den Sicherheitsgurt schloss. Das heißt, die anderen waren gelangweilt. Ich war nicht gelangweilt, denn mein letzter Flug war über drei Jahre her, sodass bei einer dramatischen Notlandung ...

Oh Gott. Sagte ich »dramatische Notlandung«?

Beruhige dich, Wanda, schau aus dem Fenster, befahl ich mir. Da, sieh, kleine Männer mit Leuchtwesten, die wie Playmobilmännchen Gepäck quer über den Flughafen fahren, dort eine kleine rote Feuerwehr ...

Warum war da eine Feuerwehr? Brannte die Maschine?

Wild schaute ich mich um, löste den Gurt, sprang auf, doch da kam auch schon die Stewardess auf mich zu und drückte mich mit sanfter Gewalt in den Sitz zurück.

»Bitte bleiben Sie sitzen. Wir starten gleich.«

Schwer atmend sank ich zurück in den Sessel. Zu spät. Ich konnte nicht entkommen. Ich würde sterben. Entweder bei einem Absturz oder an Flugangst.

Aber vorher schaltete ich noch rasch mein Handy aus.

Der bärtige Typ neben mir, der seinen Trenchcoat in der Ablage über unseren Köpfen verstaut hatte, machte das, was ich in so einer Situation am wenigsten ertrug: Er schaute mich flüchtig, aber amüsiert an. Er hatte eine athletische, schlanke Figur, dunkle Plüschaugen und überdurchschnittlich viele Haare im Gesicht. Der Mann war ein einziger Bart. Eigentlich war es ein Bart mit einem Mann dran, nicht umgekehrt. Ich stand nicht auf Bart. Also ignorierte ich ihn, ignorierte meinen beschleunigten Herzschlag – bis wir losrollten und uns in die Luft schwingen.

Geradezu lustvoll, wie der Pilot einen steilen Bogen über

Frankfurt am Main zog, durch die Wolken brach und, auf den fernen Horizont ausgerichtet, Kurs auf Berlin nahm. Es war eine Lust, die ich nicht teilte. Nie, nie, nie teilen würde.

Fünf Minuten später erklang eine männliche Stimme. In Ermangelung anderer angenehmer Tätigkeiten lauschte ich.

»Willkommen an Bord unserer Boeing 737. Hier spricht Ihr Kapitän auf dem Flug BAA 2173 von Frankfurt nach Berlin-Tegel. Unser Flug wird voraussichtlich eine Stunde und zehn Minuten dauern. In Berlin erwartet Sie klassisches Herbstwetter, zwölf Grad und Nieselregen.«

In Frankfurt war es schöner. Aber das Wetter während der Frankfurter Buchmesse war eigentlich immer schön. Angeblich hing das mit den jüdischen Feiertagen Anfang Oktober zusammen. Warum das so sein sollte, war mir allerdings ein Rätsel. Welche geheime Verbindung bestand zwischen dem jüdischen Glauben und Petrus? Einzige Erklärung: eine Klima-Ökumene, wie ich Jahr für Jahr vermutete, von der alle anderen Büchermenschen nichts ahnten und deren Existenz sich zugegebenermaßen nur sehr schwer beweisen ließe. Es sei denn, ich geriet gleich in den Himmel und konnte dort mit demjenigen sprechen, der fürs Wetter verantwortlich war ... Themawechsel.

Ich blickte auf die Uhr. Wir waren seit zehn Minuten in der Luft, serviert wurde nichts, das gab es bei Big Apple Air, einer neuen Shuttleairline zwischen Berlin, Frankfurt und New York, anscheinend nicht. Aber besser, sie sparten am Essen als am Sprit und an der Wartung. Ich kam lieber hungrig als gar nicht an.

Ich war erschöpft. Zwei Tage lang war ich auf der Messe durch die langen Gänge von Halle zu Halle gerannt, hatte mit den Vertretern der großen Verlage verhandelt, um für unsere Krimibuchhandlung die besten Rabatte herauszuholen. Hin war ich mit dem Zug gefahren, wie jedes Jahr, aber zurück hatte ich keine Platzkarte mehr ergattern können. Und nach der Messe fünf Stunden im Zug stehen war unmöglich. Worauf denn, bitte? Auf Füßen, die eine einzige Blase wa-

ren? Mit zentnerschweren Tüten der Verlage, randvoll mit Zettelblöcken, Kugelschreibern, Katalogen und dem einen oder anderen Leseexemplar? Dann doch lieber one-way mit der brandneuen Fluglinie. Das kam davon, wenn man erst im letzten Moment buchte.

Ich fand sowieso, dass die Messe eigentlich nach Berlin gehörte. Und das nicht zuletzt wegen der Taxifahrerei. In Berlin hatten die Taxifahrer auch so ihre Macken, keine Frage. Da war ich die Erste, die das zugab. Aber wenigstens kamen sie aus Berlin und wurden nicht als ahnungslose Ersatztruppen aus Offenbach, Hanau, Wiesbaden und Darmstadt rekrutiert, die einen, wenn man einstieg und sein Ziel nannte, ratlos anblickten. »Buchmesse? Welche Buchmesse?« Und dann gaben sie in ihre Navis auch noch »Buchmesse« als Straße ein. Also wirklich.

Aber mich fragte ja niemand, wo die Messe hinsoll. Außer Miriam, die mit mir einer Meinung war, weshalb sie sich dieses Jahr strikt geweigert hatte, auch nur einen Fuß in die Hallen, geschweige denn in einen Flieger nach Frankfurt zu setzen. Dafür hatte sie schließlich ihre Leute – mich.

Langsam, langsam entspannte ich mich. Vielleicht hatte ich Glück, vielleicht stürzten wir nicht ab, vielleicht erlebte ich es noch, dass meine wunden Füße ein weiteres Mal das herrlich solide Pflaster von Charlottenburg berührten ... Da erklang die männliche Stimme erneut.

»Hier spricht noch einmal Ihr Kapitän. Wir möchten Sie bitten, während des gesamten Fluges angeschnallt zu bleiben. Wir erhielten soeben eine Unwetterwarnung, es ist mit heftigen Turbulenzen zu rechnen. Bitte halten Sie sich nicht in den Gängen auf. In akuten Notfällen sprechen Sie bitte Ihre Flugbegleiter an und befolgen Sie deren Anweisungen.«

Dann nuskelte er noch etwas auf Englisch, das klang wie: »Flight attendants, please be seated.«

Die Stewardessen eilten sogleich den Gang entlang und setzten sich mit ihren hübschen Hinterteilen auf puppenkleine Klappsitze. Auch der einzige Steward. Er eilte jedoch nicht,

er tänzelte. Kick, step and flex. Wahrscheinlich war er früher mal Balletttänzer gewesen und hatte nur wegen der Rente auf Flugbegleiter umgesattelt. Und wegen der Reiseprivilegien natürlich.

Wie soll ich sie denn dort vorn ansprechen, wenn ich Hilfe brauche?, fragte ich mich. Die Damen schwatzten miteinander und schäkerten und schnallten sich freudig an, als wären sie Kinder, die mit der Achterbahn fahren durften. Und da ging es auch schon los. Ein Rumpeln, Zittern, Wackeln erfasste die Maschine.

Ha, dachte ich, jetzt bin ich wenigstens nicht die Einzige, die jammert. Der Flieger sank in ein Luftloch, hinter uns schepperte es, irgendwer schrie gellend, ganz in meiner Nähe. Die Blicke, die mir quer über den Gang zugeworfen wurden, machten mir klar: Das war ich selbst. Peinlich.

Mein bärtiger Nachbar hielt mir wortlos eine Spucktüte hin, aber ich winkte ab, obwohl mein Magen unkontrolliert hoch und runter hüpfte. Blass und krank starrte ich auf die Wassertropfen, die vom Flugwind über die Außenscheibe des ovalen Fensters gepeitscht wurden. Ich fühlte mich sogar zu schlecht, um Angst zu haben.

Die nächsten drei Viertelstunden waren ein Alptraum in Dunkelgrau. Dann erklang wieder die männliche Stimme. Der Typ freute sich wohl, dass er mal das Marlboro-Feeling beim Fliegen haben konnte. Oder er war ein Sadist, denn er sagte vergnügt: »In wenigen Minuten landen wir pünktlich in Berlin. Ich hoffe, Sie haben den Flug genossen und fliegen bald wieder mit Big Apple Air.«

Stöhnend lehnte ich mich zurück, während die Maschine landete. Die Motoren jaulten auf, wir wurden langsamer. Ich lebte noch. Welche Überraschung.

Als wir von der Landebahn rollten, stand ich sofort auf. Mit meinen Tüten und meiner Umhängetasche, in der ich alles für zwei Tage FFM hatte, war ich blitzschnell bereit zum Ausstieg. Aber ich war nicht schnell genug. Alle anderen hatten es genauso eilig, aus dieser Teufelsmaschine herauszukommen.

Quälend langsam schob sich die Schlange der Fahlgesichtigen in Richtung Ausgang, wo sich zwei der Stewardessen und der Kapitän freundlich lächelnd neben dem Cockpit gruppiert hatten.

Er sah nett aus, das musste ich zugeben. Je näher ich kam, desto netter. Dunkle Haare, die Kapitänskappe lässig nach hinten geschoben, leicht gebräunt. Es sollte ja Frauen geben, die auf Uniform standen. Ich zum Beispiel, wenn ich ganz ehrlich war. Zumindest wenn sie nichts mit Krieg zu tun hatten.

Aber egal, wie nett er aussah, seinen Flugstil fand ich unmöglich. Und deshalb lächelte ich nur ein ganz kleines bisschen zurück, als er ausgerechnet zu mir »Danke, dass Sie mit BAA geflogen sind« sagte. Zu allem Überfluss fragte er dann auch noch: »Hatten Sie einen guten Flug?«

»Wenn ich gern fliegen würde, wäre ich nicht Buchhändlerin geworden, sondern Astronautin«, antwortete ich hoheitsvoll und blitzte ihn an.

Während ich weiterging, versuchte ich aus den Augenwinkeln noch rasch herauszufinden, ob ihn meine Schlagfertigkeit beeindruckt hatte und er mir anerkennend hinterherschaut. Aber in diesem Moment hörte ich bereits, wie er die Brünette mit den Kuhaugen hinter mir dasselbe fragte. »Danke, dass Sie mit BAA geflogen sind. Hatten Sie einen guten Flug?«

Du mich auch, dachte ich und rauschte aus dem Flugzeug, der Gangway, dem Flughafen. Auf Nimmerwiedersehen, wie ich hoffte.

Es war Punkt zwölf, als ich im Taxi saß. Kaum hatte ich dem Fahrer die Adresse genannt, raste er los. Mein Magen, immer noch übellaunig von dem Flug, protestierte, aber wenigstens konnte dieser Fahrer sich in der Stadt aus.

Vom Flughafen Tegel zum Stuttgarter Platz, wo ich wohnte, dauert es keine fünfzehn Minuten, doch bevor wir die erste Ampel erreichten, klingelte mein Handy, Fluch und Freude der schönen neuen Welt. Der Klingelton war ein liebliches, naturverbundenes Vogelzwitschern, das mein zehnjähriger

Sohn Josh für mich aus dem Internet heruntergeladen hatte. So etwas machte Josh, bisher mein Augenstern und Trost in allen Lebenslagen, gern. In letzter Zeit allerdings, da sich die Pubertät an ihn heranschlich, mutierte er mit seinem Dickkopf zum berühmt-berüchtigten Sargnagel.

Das Tschirpen beschwor die Illusion von regennassen Buchenwäldern und ausgelassenem Balzverhalten an ersten Frühlingstagen herauf und veranlasste den Taxifahrer zu der misstrauischen Frage: »Ham Se 'n Vogel?«

»Nee, einen neuen Klingelton«, erwiderte ich wahrheitsgetreu.

»Unbekannt« stand auf dem Display. Aber das war eine glatte Lüge. Denn als ich auf die grüne Telefontaste drückte, hörte ich ein überhaupt nicht unbekanntes »Hallooooo«. Meine Mutter hatte so eine bestimmte Art, »Hallooooo« zu sagen, die meine Freundinnen schon während unserer Schulzeit veranlasst hatte, morgens kichernd zu mir zu sagen: »Hallooooo, Wanda.« Jetzt also hörte ich: »Hallooooo, Wanda. Wo bist du?«

»Hi, Mama, ich bin auf dem Weg nach Hause. Ist mit Josh alles okay?«

»Ja, dem Jungen geht es gut. Er hat heute ganz normal Unterricht und nimmt nachher den Schulbus zu dir. So gegen halb fünf sollte er da sein. Und einen Appetit hatte er heute wieder! Ich habe ihm ordentlich mitgegeben«, fügte sie nach einer winzigen Pause mit deutlichem Triumph und einem leisen Vorwurf in der Stimme hinzu.

Bei Mutters letztem Satz verdrehte ich die Augen. Josh ging auf die John-F.-Kennedy-Schule, wo nicht nur Englisch gesprochen wurde, sondern die Schüler in einer Cafeteria auch Mittagessen bekamen. Aber es war eine altbekannte Tatsache, dass Mutters Liebe in proportionalem Verhältnis zu den Portionen stand, die sie uns auftischte. Sie liebt uns sehr. Was mir von Kindheit an einen erbitterten und aussichtslosen Kampf gegen verlorene Modelmaße und Papa einen Bauch beschert hatte. Insgeheim war ich überzeugt: Dass in meinem eigenen

Kühlschrank meistens gähnende Leere herrschte, war Ausdruck einer Protesthaltung, die ihre Wurzeln in meiner frühkindlichen Prägung hatte. Es *konnte* natürlich auch ein Beweis dafür sein, dass Josh und ich relativ verfressen waren: Kaum war der Kühlschrank voll, war er auch schon wieder leer.

Ich beendete das Gespräch, während wir um den Jakob-Kaiser-Platz herumfuhren und in den Tegeler Weg einbogen, der am Charlottenburger Schloss vorbeiführte. Rasant überquerten wir die Spreebrücke und waren schon fast an der Bismarckstraße, als das Handy zum zweiten Mal zwitscherte.

»What's loose, Miriam?«, fragte ich in fast makellosem Englisch, denn ihren Namen kannte mein Handy.

»Die Messe?«, entgegnete sie in dem für sie so typischen Ton, der weder eine freundliche Begrüßung war noch eine verbindliche Unterhaltung einzuleiten schien. In Miriams Stimme schwang immer etwas Schroffes, kurz Angebundenes mit, das mich an kühle Herbstmorgen und verhaute Mathearbeiten erinnerte, keine Ahnung, warum. Seit ich sie besser kannte, wusste ich, dass dieser Eindruck täuschte. Aber es gab viele Menschen, die über diese erste Einschätzung einfach nicht hinwegkamen. Man musste schon das Gemüt eines Schaukelpferdes haben, um sich von Miriam nicht auf die Füße getreten zu fühlen.

Miriam und ich, das Schaukelpferd – darüber gab es einiges zu sagen.

Ich war gern pünktlich. Manche nannten mich auch überpünktlich. Wenn ich mir einen Fahrplan im Internet anschaute und die U-Bahn auswählte, die ich nehmen wollte, war es wahrscheinlich, dass ich zwei Bahnen früher fuhr, weil ich zu früh von zu Hause weggegangen war. »Viel zu früh ist genauso unpünktlich wie viel zu spät« – mit diesem Spruch von Erich Kästner konnte ich nur sehr bedingt etwas anfangen. Vermutlich hatte ich Angst, etwas zu verpassen.

Als ich vor vierzehn Jahren zum ersten Mal den Raum der Buchhändlerklasse im Oberstufenzentrum in Kreuzberg betrat, war ich trotzdem nicht die Erste. Dort, an einem der

in kommunikativer U-Form aufgestellten Tische, saß bereits eine Frau. Eine sehr schöne Frau, wie mir sofort auffiel, etwas älter als ich, vielleicht Ende zwanzig. Schmales Gesicht, das mich irgendwie an England, an Virginia Woolf erinnerte, eine Rolex am Handgelenk. Ich hatte keine, aber das hieß nicht, dass ich sie nicht erkannte, wenn ich eine sah.

Mit hochgezogenen, blassen und elegant geschwungenen Augenbrauen schaute sie mich an und erweckte den Eindruck, nur versehentlich hier gelandet zu sein, so als wäre sie eigentlich für etwas deutlich Besseres im Leben bestimmt als für eine Buchhändlerklasse. Einen Moment lang erwog ich, so zu tun, als hätte ich sie nicht gesehen. Aber ehrlich, damit wäre ich wohl nicht durchgekommen. Wir waren schließlich nur zu zweit im Raum.

Ich schaute also wortlos zurück. Sie klopfte auf die hölzerne Sitzfläche des Stuhls, der neben ihr stand, und sagte knapp: »Hier ist noch ein Platz frei.«

Und da saß ich dann, jeden Montag und Mittwoch während der nächsten zwei Jahre. Auf eine Art und Weise organisiert, welche die meisten Executive-Sekretärinnen blass aussehen lassen würde, scheuchte Miriam mich mit ihren Karteikarten, auf denen sie in penibler Schrift alle buchhändlerischen Rabattierungen, Großhändler-niederlassungen und Remissionsbedingungen notiert hatte, durch die Prüfung. Wer denkt, ein Buchhändler stellt sich in den Laden und verkauft fröhlich vor sich hin, der täuscht sich gewaltig. Der Verkauf ist gewissermaßen die Spitze des Eisbergs, und wir lernten das, was darunter lag.

In Miriams Fall war die Ausbildung von hohem praktischem Nutzen: Kaum hatte sie bei der Abschlussprüfung brilliert, winkte eine Festanstellung bei Berlins größter Buchhandelskette. Und damit nicht genug: Ein Jahr später hatte sie auch den Besitzer dieser Buchhandelskette in der Tasche. Seitdem hieß sie Frau Mamlock. MM, wie typisch. Selbst ihre Initialen waren schön. Aber da war unser Kontakt nur noch sehr sporadisch, und schließlich riss er ganz ab.

Ich war nämlich, im Gegensatz zu Miriam alles andere als praktisch, erst einmal gen Amerika aufgebrochen. Ich fand, nach der Ausbildung stünde mir eine Belohnung in Form einer schönen langen Reise zu. Und weil es mir in New York gefiel, blieb ich. Ich fand einen Job in der einzigen deutschen Buchhandlung, die es dort damals noch gab, und löste das Problem Aufenthaltsgenehmigung überaus elegant, wie mir schien: Rob Cameron war Student an der NYU, schwarzer Chefredakteur der Unizeitung und an deutscher Literatur interessiert. Zudem fand er nichts dabei, dem interkulturellen Austausch mit einer Scheinehe auf die Sprünge zu helfen. Ein bisschen Geld gab ich ihm auch dafür, es sollte ja nicht sein Schaden sein, und weil wir uns einen Abend lang sehr sympathisch waren, gab's eine Nacht gratis dazu. So kam ich zu Josh.

Fast genauso schnell war ich wieder geschieden. Eine Weile boxte ich uns allein durch, ehe ich pünktlich zu Joshs Schulanfang nach Berlin zurückkehrte – um einiges an Erfahrung reicher, an Geld dagegen nicht.

Glücklicherweise bewiesen meine Eltern in jener Zeit, dass ihre wahre Bestimmung das Großelterndasein war, was mir die Gelegenheit gab, nach Jobs zu fahnden. Ich staunte, wie viel sich in den sieben Jahren meiner Abwesenheit in der Berliner Buchhandelslandschaft getan hatte. Da gab es so einiges, worüber ich nichts wusste. Allerdings staunten auch die, bei denen ich mich bewarb, nämlich darüber, wie viel ich nicht wusste. Mit jeder Absage wurde ich verzagter: Konnte es sein, dass niemand in dieser großen Stadt eine fünfunddreißigjährige alleinerziehende Buchhändlerin einstellen wollte? Gelegentlich durfte ich irgendwo aushelfen, mal für ein paar Monate, mal kürzer. So auch an jenem Abend vor gut zwei Jahren im Literaturhaus in der Fasanenstraße.

Ich schleppte gerade die erste Bücherkiste in den noch fast leeren Raum. Im Halbdunkel saß eine einzelne Person, die ich nicht weiter beachtete. In einer Stunde würde hier die Lesung eines argentinischen Autors stattfinden, von dem ich noch

nie etwas gehört, geschweige denn gelesen hatte, was peinlich genug war. Denn die Buchhändlerin, der ich beim Büchertisch helfen sollte, hatte mir pikiert versichert, dass dieser Autor gerade als Anwärter für den Nobelpreis gehandelt wurde. Hochrot im Gesicht, denn der späte Sommerabend war noch warm, die Kisten schwer und meine Jeans zu eng, nahm ich den ersten Bücherstapel heraus und legte ihn auf den Tisch, als aus der Tiefe des Raumes jemand meinen Namen rief. Es war nicht nur ein Ausruf, sondern auch eine Frage, also ungefähr so: »Wanda!?!?«

Ich drehte mich um, und wer stand da von seinem Platz auf, schlank, tadellos gepflegt, mit einem präzisen Haarschnitt und einem hinreißenden, wunderbar luftigen Sommerkleid, dessen knallrote Mohnblumen exakt zu Lippenstift und Nagellack passten? Miriam.

Sie kam auf mich zu, und ich muss sagen, dass ich mich in diesem Moment fragte, warum ich mich seit meiner Rückkehr vor über einem Jahr nicht schon längst bei ihr gemeldet hatte. Die Antwort darauf war leicht und schwer zugleich: Ich hatte mich nicht getraut. Ohne festen Job und im Bewusstsein, zumindest aus Miriams Sicht, aus dem Aufenthalt in den USA nicht das Beste gemacht zu haben, fühlte ich mich gescheitert. Ich sah mich mit ihren Augen, ihrem unerbittlichen Blick fürs Perfekte, und was ich sah, gefiel mir nicht.

Sie trat also auf mich zu, sah mich prüfend an und sagte: »Warum bist du hier, Wanda?«

»Ich arbeite, im Gegensatz zu dir«, antwortete ich, schwer beeindruckt von meiner eigenen Schlagfertigkeit. »Und warum sitzt du hier im Halbdunkeln? Das Restaurant ist doch unten.«

»Ich weiß, dass das Restaurant unten ist. Ich wollte meine Ruhe haben, weil ich nachher sowieso mit Alejandro unten esse.«

»Wer ist denn Alejandro?«, fragte ich neugierig.

Genau wie früher zog Miriam ihre Augenbrauen hoch. »Der Autor, der heute Abend liest, du Nichtsahnende. Warum bist du nicht in New York, Wanda?«

»Ich bin schon eine ganze Weile zurück.«

»Hm. War die Liebe nicht so groß?«

Ich dachte, sie meinte meine kurze Ehe, und wunderte mich, dass sie überhaupt davon wusste. Als ich geheiratet hatte, hatten wir bereits keinen Kontakt mehr gehabt. Außerdem war von Liebe keine Rede gewesen. Nicht wirklich.

»Ich bin geschieden. So was passiert. Aber immerhin habe ich einen Sohn«, versuchte ich mich zu rechtfertigen.

»Ich weiß, dass so was passiert. Ich bin auch von Mamlock geschieden. Aber das meinte ich nicht.«

»Nicht? Was denn?«, fragte ich erstaunt.

Sie trat näher. »Uns. Kein Brief mehr von dir, kein Anruf. Was sollte das denn?«

Ich schwieg. »Miriam, ich war so ...« Weit weg, anders eingebunden, wollte ich sagen. Vielleicht unpassend für dein Berliner Leben. Für jemanden, der mit Alejandro, dem zukünftigen Nobelpreisträger, ausgeht.

Aber ich kam nicht weit. Sie drehte sich auf dem Absatz um und verließ den Raum, ohne mich noch eines Blickes zu würdigen. Ich starrte ihr hinterher und sah, dass sie am Treppenabsatz die Buchhändlerin ansprach, für die ich an diesem Abend arbeitete. Ich ahnte, dass ich das Thema war, denn kurz drehten beide ihre Köpfe in meine Richtung. Ich wandte mich wieder den Büchern zu. Innerlich kochte ich, und das hatte nichts mit dem warmen Abend zu tun. Wütend nahm ich den zweiten Stapel aus der Kiste. Ich wusste, dass Miriam kaltschnäuzig war, aber immerhin waren wir zumindest lose befreundet gewesen, bis ich abtauchte, und manchmal hatte ich sogar gedacht, wir wären richtig gute Freundinnen.

Ha, dachte ich, was für eine blöde Tussi. Umso besser, dass ich nichts mehr mit dir zu tun habe! Und geschieden bist du auch? Dann brauchst du hier nicht so zu tun, als ob ich von uns beiden der einzige Loser bin!

Sehr viel weiter war ich noch nicht, als in meinem Rücken jemand den Raum betrat. Ich dachte, es sei die Buchhändlerin, und wappnete mich innerlich gegen schnippische Fragen.

Aber es war Miriam. Sie hatte zwei Gläser in der Hand, hohe, geschliffene, die in der warmen Luft durch ihren eiskalten Inhalt beschlagen waren. Wahrscheinlich hatte sie sie von der Bar nach oben geholt. Eins davon reichte sie mir. Dann sagte sie: »Veuve Clicquot. Schön, dass du wieder im Lande bist. Gib mir mal deine Handynummer. Ich muss was mit dir besprechen. Aber nicht jetzt.« Sie stieß ihr Glas gegen meins. Es klirrte leise in dem leeren Raum, und Miriam lächelte.

Natürlich gab ich ihr meine Nummer, und einige Tage später machte sie mir ein Jobangebot. Nicht irgendeins, sondern ein großartiges: als Sortimenterin im »Agatha«, ihrer neu eröffneten Krimibuchhandlung im gediegenen Berliner Stadtteil Schmargendorf. Dort arbeitete ich heute noch. Streng genommen war Miriam meine Chefin, aber irgendwie dachte ich nicht in diesen Kategorien, und Miriam glücklicherweise auch nicht. Meistens jedenfalls nicht.

Und falls es noch nicht ganz klar geworden ist: Zwei unterschiedlichere Frauen als uns konnte man sich kaum vorstellen.

»Die Messe?«, fragte Miriam also mit ihrer kühlen Stimme, und ich grinste.

»Dir auch einen schönen guten Tag, meine liebe Miriam«, flötete ich. »Danke der Nachfrage. Die Messe war der übliche Knochenjob. Aber ich habe alles bestellt, was wir bestellen wollten.«

»Gut. Kommst du heute noch rein?«

»Nein«, antwortete ich. »Ich brauch dringend etwas Ruhe, ein Fußbad und nachher ein bisschen Zeit mit Josh. Morgen bin ich wieder da. Wie lief's denn die letzten Tage so?«

»Oh, es ging.«

»Du klingst irgendwie sauer, Miriam. Ist was?«

»Ja, aber nichts mit der Buchhandlung. Ich habe Ärger hier im Haus.«

Dazu musste man sagen, dass Miriam das war, was sie selbst »sauber geschieden« nannte, im Gegensatz zu mir. Als Abfindung hatte sie von ihrem vermögenden Ex-Mann das Haus überschrieben bekommen, in dem sich die Buchhandlung be-

fand und Miriam auch lebte, in einer weitläufigen Vier-Zimmer-Altbauwohnung mit Stuck, malerischen Kachelöfen, von denen Porzellanputten blasiert auf den Parkettboden schauten, einem Wintergarten und einem hübschen Stadtgärtchen hinter dem Haus. Außerdem wohnten dort mehrere Mietparteien, die Miriams Kasse aufbesserten, wenn es im »Agatha« nicht so gut lief. Lief es dagegen gut, kassierte sie doppelt. Eine Win-win-Situation. Für Miriam. Außer natürlich, es gab Ärger mit den Mietern.

»Was ist denn?«, fragte ich neugierig.

»Erzähl ich dir morgen. Tschüs.« Abrupt trennte sie die Verbindung, und ich verstaute das Handy wieder in meiner Tasche. Dann schaute ich aus dem Fenster. Wir waren am Stuttgarter Platz angekommen, wo Josh und ich wohnten. Nicht ganz so gediegen, aber dafür lebhaft und mit meinen Eltern in Laufdistanz.

»Das macht dann vierzehn siebzig«, sagte der Taxifahrer.

»Sechzehn. Und bitte eine Quittung«, erwiderte ich.

Ich war wieder zu Hause. Leicht angeschlagen von Messe und Flug, aber alles in allem unversehrt und glücklich.

Was an jenem Abend und in jener Nacht nicht jeder von sich behaupten konnte.

## ZWEI

Am nächsten Morgen hatte mich der Alltag wieder, auch wenn ich von den letzten Tagen noch groggy war. Nach einem hastigen Frühstück flitzte Josh los, um den Schulbus zum JFK zu erwischen. Ich war froh, dass man ihn dort aufgenommen hatte: Als Amerikaner machte es Sinn, dass er zweisprachig aufwuchs. Das Multikultidenken dort hatte für ihn gerade zu Beginn alles selbstverständlicher gemacht.

Ich lief zum Kurfürstendamm vor und nahm dort den Bus 110. Als ich in Schmargendorf ausstieg, fiel mir etwas Seltsames auf: Ein leiser, unbekannter Geruch hing in der Luft. Er war so zart, dass ich ihn wahrscheinlich in ein paar Minuten nicht mehr wahrnehmen würde, aber jetzt, da noch ein bisschen verbrauchte Busluft in meiner Lunge steckte, fiel er mir auf. Es roch nicht schlecht, aber unvertraut. Ich konnte den Ursprung nicht einordnen.

Auf einmal musste ich an Hoboken denken: Die Kleinstadt in New Jersey lag auf der anderen Seite des Hudson River, knapp in Sichtweite von Manhattan. Dort hatte ich in einem Brownstone gewohnt, und dort war auch Josh geboren worden. In Hoboken gab es eine Kaffeerösterei. Immer, wenn ein Tiefdruckgebiet über New Jersey hinwegzog, roch es nach geröstetem Kaffee, allerdings verfremdet durch Autoabgase und Industrie, den vom Wind herübergetragenen Duft des Meeres und den Geruch des Flusses. Es dauerte damals ein bisschen, bis ich den Geruch von Kaffee darin ausmachen konnte. Und dann bekam ich mit, dass dieser Geruch von allen in Hoboken als zuverlässiger Wetterbericht genutzt wurde: Wenn's komisch nach Kaffee riecht, vergiss deinen Schirm nicht.

Rasch schaute ich in meine Tasche, ob ich den Knirps eingesteckt hatte. Aber Blödsinn, wir waren nicht in Hoboken, sondern in Schmargendorf. Und das war auch kein Kaffeegeruch. Es war ... ich wusste es nicht.

Um kurz vor neun war ich im »Agatha«, überpünktlich, wie immer. Wir öffneten erst um halb zehn. Als ich aufschloss, empfing mich Dämmerlicht. Ich drückte die Schalter für Beleuchtung und Außenmarkise, der Verkaufsraum erstrahlte in hellem Licht, und ich hörte, wie draußen mit einem sanften Schnurren die Markise herausgefahren wurde. Einen Moment lang blieb ich stehen, schaute auf die roten Regale und die großen Tische, auf denen wir die Neuerscheinungen aus dem blutigen Reich der Krimiliteratur auslegten, und auf die kleine Lesecke, die wir erst vor Kurzem eingerichtet hatten und die bei den Kunden gut ankam.

Mein Blick streifte das goldgerahmte Poster mit dem Bild unserer Namensgeberin Agatha Christie, die nachdenklich das Kinn auf die gefalteten Hände gelegt hatte. Schwarz-weiß und absolut harmlos sah die Grande Dame der literarisch verübten und aufgeklärten Morde aus, so als ob sie kein Wässerchen trüben, geschweige denn sich sechsundsechzig Krimis ausdenken konnte, in denen erwürgt, erstochen, erschossen, vergiftet und ertränkt wurde.

Es war ein schöner Laden, einer, in dem man sofort Lust auf versunkenes Lesen bekam, auf Spannung, Mord und Totschlag von der ersten bis zur letzten Seite.

Von Miriam war noch nichts zu sehen, was nicht ungewöhnlich war. Eine von uns öffnet, die andere schließt, so lautete die Regel. Doppelte Besetzung den ganzen Tag lang war nur im Weihnachtsgeschäft nötig.

Ich ging zur Kasse. Wenn wir uns Nachrichten hinterließen, dann dort – und richtig: ein Zettel mit Miriams schwungvoller Handschrift. »Geld wechseln« stand knapp und unmissverständlich darauf, und ich öffnete die Kasse. Drei Hunderter lagen darin.

Es war natürlich nicht sehr schlau, dreihundert Euro über Nacht in der Kasse zu lassen. Aber wir setzten darauf, dass niemand einbrach. Wie gesagt, Schmargendorf war eine gediegene Gegend. Zwischen den Nobelvierteln Dahlem und Grunewald gelegen, aber nicht so furchtbar reich, dafür

mit besserer Infrastruktur, einem schönen Rathaus aus roten Backsteinen nebst Standesamt und Stadtbücherei, vielen Geschäften mit Dingen, die man brauchte, und noch mehr Geschäften mit Dingen, die man nicht brauchte, einigen Restaurants, ein paar Schulen und zwei kleinen Hauptstraßen. In einer davon befand sich das »Agatha«.

Schmargendorf hatte Kleinstadtfleur. Es hieß, wer hier einmal wohnte, wollte nicht mehr weg. Das war für mich nicht überprüfbar, weil ich in Charlottenburg lebte. Aber Miriam schwor, dass es wirklich so war, und sie musste es schließlich wissen. Sie wohnte hier seit einigen Jahren, und es sah so aus, als wollte sie nie wieder weg.

Ich griff mir die Scheine, verließ den Laden und schloss hinter mir ab. Auf dem Weg zur Bank kam ich an der kleinen Dorfkirche mit dem angrenzenden Friedhof vorbei. Die Kirche war aus Feldsteinen gebaut, der Turm aus Holz. Die Bank dagegen, zu der ich nun ging und bei der Miriam auch ihr Geschäftskonto hatte, war aus Marmor, Granit und Edelstahl. Genau daneben lag ein Seniorenheim, eins von mehreren in Schmargendorf, was einiges über die Altersstruktur in diesem Bezirk aussagte.

Miriam legte großen Wert auf persönlichen Kontakt mit ihrem Banker, dem kleinen Herrn Heuhausen, wie sie ihn nannte. Er schwärmte für sie. Sie hatte erzählt, dass er ihr immer ausführliche Beratungen angedeihen ließ, die er gern mit einem Glas Prosecco krönte, wenn seine Kollegen bereits gegangen waren. Ich dagegen war nie ganz sicher, ob er mich überhaupt erkannte, wenn ich an seinen Schalter trat.

Als ich die Bank erreichte, sah ich, dass dort bereits mehrere Leute vor dem Eingang standen. Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr: fünf nach neun. Komisch. Wie untypisch für eine Bank, verspätet zu öffnen. Wo doch time money ist.

Erst standen wir zu viert, dann zu sechst vor der verschlossenen Tür. Schließlich waren wir neun. Die ersten fingen an zu murren. Dann passierte endlich was: Aus dem 249er-Bus, der an der Haltestelle fünfzig Meter weiter gestoppt hatte, stieg

eine junge Frau. Ihr schwarzer Hosenanzug, ihre Lackstiefel, das weiße Blüschen, ihr Kamelhaarmantel und nicht zuletzt der irritierte Blick in unsere Richtung outeten sie als Angestellte der Bank.

Im Laufschrift kam sie auf uns zu. »Entschuldigung!«, rief sie. »Ist Herr Heuhausen noch nicht da?«

Wir murmelten, zuckten die Schultern, beschwerten uns halblaut. Was war denn das für eine Frage? Offensichtlich war er nicht da, sonst würden wir doch nicht hier draußen stehen wie bestellt und nicht abgeholt!

Sie schloss die Tür auf, informierte uns resolut: »Einen winzigen Moment noch«, und schloss sie hinter sich wieder zu. Doch von winzig konnte gar keine Rede sein – die Minuten vergingen, ohne dass etwas passierte. Inzwischen war einer der Wartenden so verärgert, dass er wütend mit der Faust gegen die immer noch geschlossene Tür bummerte und sich dann zum Gehen wandte.

Ob das heute noch mal was wird?, dachte ich und schaute unruhig in die Richtung, aus der ich gekommen war. Das Geld zu wechseln würde weitere Zeit in Anspruch nehmen, ich musste noch die Bücher auf die Außentische legen, und gegen einen Kaffee und etwas Schmökern, bevor der erste Kunde den Laden betrat, hatte ich auch nichts einzuwenden. Das war nämlich das Schönste an meinem Beruf: Es gab die besten Bücher zum Nulltarif.

Ich fing gerade an, nervös zu werden, da hörte ich in der Ferne ein Martinshorn. Ein Unfall, dachte ich. Sicher brachten sie jemanden ins Krankenhaus. Doch das Geräusch entfernte sich nicht, sondern kam näher, bis eine Feuerwehr, gefolgt von einem Polizeiwagen, direkt vor der Bank hielt. Es ist etwas passiert, stellte ich fest, als zwei Sanitäter ausstiegen und auf den Eingang zuingen. Ein Polizist und eine Polizistin folgten, auch sie drängten sich zwischen uns hindurch und bauten sich vor dem Eingang auf. Dann wurde von innen die Tür der Bank aufgedrückt, und die junge Frau von eben erschien. Jetzt sah sie nicht mehr forsch aus, sondern kreidebleich.

»Sie können nicht rein. Sie müssen wieder gehen, es tut mir leid. Wir haben heute geschlossen«, sagte sie stammelnd zu uns Wartenden.

»Was ist denn?«, fragte eine Frau mit einem Kinderwagen. Sie erhielt keine Antwort. Stattdessen schleuste die Bankerin Sanitäter und Polizisten herein.

Dabei standen die Glastüren zum Vorraum und Kundenbereich einen Moment lang weit genug offen, um von der Stelle, an der ich stand, einen perfekten Blick in den Schalterraum zu haben.

Auch der Mann direkt neben mir konnte hineinschauen. Er stellte sich sogar auf die Zehenspitzen, um noch besser sehen zu können.

Wir sahen, was wir sahen, und gleichzeitig konnten wir nicht glauben, was wir sahen. Aber es fehlte die Zeit, das Bild zu überprüfen, denn schon wurden die Türen hastig wieder geschlossen.

Wir schauten uns fragend, fast verwirrt an.

»War das ...?«, fragte der Mann.

Ich nickte. »Ja, das war Herr Heuhausen. Ich bin ganz sicher.« Schließlich hatte ich schon oft genug Geld bei ihm gewechselt.

Kein Wunder, dass der kleine Herr Heuhausen nicht aufgemacht hatte. Wie hätte er das auch machen sollen? Er lag leblos auf der Erde in etwas, das verdächtig nach einer Blutlache aussah.

Ich war keine Fachfrau, was solche Situationen anging. Grundsätzlich interessierte mich der Tod eher literarisch-theoretisch als praktisch-empirisch. Aber für mich hatte es den Anschein, als ob der kleine Herr Heuhausen nie wieder Geld wechseln würde. Oder Prosecco trinken. Vielleicht, nein, hoffentlich, hatte ich mich getäuscht. Aber ich fand, dass er irgendwie sehr tot aussah.

»Er sah tot aus?«, fragte mich Miriam erstaunt, als ich Minuten später mit den drei ungewechselten Hundertern in der Tasche

atemlos in der Buchhandlung auftauchte. »Was meinst du damit? War er tot, oder sah er nur so aus?«

»Das weiß ich doch nicht«, rechtfertigte ich mich. »Die haben uns nicht reingelassen, damit wir ihn untersuchen. Vielleicht täusche ich mich ja, und er war nur verletzt. Schwer verletzt.«

»War es ein Unfall?«, wollte Miriam wissen, und wieder konnte ich nur mit den Schultern zucken.

»Keine Ahnung. Doch, ja. Ich denke schon. Was denn sonst? Sicher ist er ausgerutscht und mit dem Kopf gegen eine dieser Marmorkanten geknallt. Jedenfalls habe ich eine Menge Blut gesehen.«

»Na, wir befinden uns hier in einem Dorf. Jede Wette, dass wir wissen, was ihn niedergeschmettert hat, noch bevor wir heute Abend den Laden dichtmachen. Gib mal das Wechselgeld«, sagte Miriam ungerührt.

»Hörst du mir nicht zu? Ich habe das Geld nicht wechseln können!«, rief ich entnervt und wedelte mit den Scheinen vor ihrer Nase herum.

»Ach, stimmt ja. Na, dann geh mal zu der anderen Bank.«

»Das mach ich.« Ich verließ den Laden und schlug an der Straße den entgegengesetzten Weg ein, jedoch nicht, ohne noch einmal einen Blick in Richtung Bank Nummer eins zu werfen. Die Polizisten sperrten gerade den Bürgersteig ab. Das sah irgendwie nicht nach einem normalen Unfall aus, fand ich. Denn warum sollte sich die Polizei *draußen* diese Mühe machen, wenn jemand *in* der Bank ausgerutscht und mit dem Kopf gegen einen Marmortresen geknallt war?

Gedankenverloren lief ich weiter. Nur einmal hielt ich kurz an, als nämlich ein Feuerwehrgewagen gemächlich an mir vorbeifuhr – vielleicht mit Herrn Heuhausen darin? Die mäßige Geschwindigkeit ließ den Rückschluss zu, dass der Verletzte nicht dringend ins Krankenhaus gebracht werden musste. Weil es für eine medizinische Versorgung sowieso zu spät war.

Ich betrat Bank Nummer zwei. Hier war alles friedlich, und ich ging zu einem Schalter, hinter dem eine Frau im besten

Alter saß. Sie kam mir vage bekannt vor, aber das passierte mir in Schmargendorf häufiger. Vor ihr stand ein kleines Schild mit der Aufschrift »Kasse«. Ich legt ihr das Geld hin, sie überreichte mir eine Karte, mit der ich am Automaten dreihundert Euro in kleinen Scheinen erhalten würde.

Ich bedankte mich und wandte mich gerade zum Gehen, da flüsterte sie mir zu: »Sie arbeiten doch im ›Agatha‹, nicht wahr? Sie haben mir neulich den neuen Arne Dahl empfohlen. War wahnsinnig spannend.«

»Freut mich, dass Ihnen der Krimi gefallen hat«, entgegnete ich und dachte, dass ich von nun an immer zu dieser Bank gehen würde. Hier kannte man mich wenigstens.

»Haben Sie schon gehört?«, raunte sie leise. »Heute Morgen ist in der Wilmsbank jemand ermordet worden.«

»Ermordet? Sind Sie sicher?«, antwortete ich erschrocken. »Ich dachte, es war ein Unfall.«

Sie schüttelte so energisch den Kopf, dass ihre Dauerwelle aufgeregt wippte. »Nein. Der Kollege dort ist erschossen worden. Es war ein Überfall.«

»Was? Woher wissen Sie das denn?« Der kleine Herr Heuhausen war doch eben erst gefunden worden, wie konnte sie da schon so gut informiert sein?

Selbstzufrieden wiegte sie sich hin und her. »Ach, wissen Sie, so etwas spricht sich schnell herum. Man hört hier am Schalter allerlei.«

In der Tat. Das Gerücht musste mich auf dem Weg zur Bank überholt haben. Wahrscheinlich hatte es als blinder Passagier hinten auf dem Feuerwehrgewagen gesessen und war in Schmargendorf-Mitte abgesprungen, um sich in den Geschäften zu verbreiten.

»Ein Banküberfall in unserem Viertel«, sagte die Frau und sah beunruhigt aus. »Wer hätte das gedacht? So was passiert hier doch sonst nicht!« Sie schwieg einen Moment, dann ergänzte sie bedächtig: »Jedenfalls hatten wir keine Bluttat mehr, seit dieser Wahnsinnige mit der Kettensäge in der Kleingartenkolonie den Amoklauf begangen hat. Und, na ja, als dieser

Kellner angeschossen wurde. Aber das ist ja beides schon eine ganze Weile her. Da haben Sie noch nicht im ›Agatha‹ gearbeitet, oder?«

Ich schaute sie erschrocken an. Oh Gott, in was für einer Gegend arbeitete ich bloß? Schlimmer als früher die South Bronx!

Während ich das Wechselgeld aus dem Automaten nahm und die Bank verließ, fragte ich mich neugierig, wie viel Beute die Bankräuber wohl gemacht hatten, und bedauerte, dass ich vorhin nicht mit Miriam gewettet hatte. Denn diese Wette hätte sie verloren: Nicht bis wir den Laden schlossen, würden wir erfahren haben, was Herrn Heuhausen niedergeschmettert hatte, sondern bis wir den Laden öffneten. In Schmargendorf sprach sich eben alles in Buschfeuergeschwindigkeit herum.

Besonders Banküberfälle und Mord.